

PETER LITTFER

*The devil
lies in the
detail*

Lustiges und Lehrreiches
über unsere
Lieblingsfremdsprache

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © rdnzl – Fotolia.com
Gesetzt aus der Scala
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04703-5

Für ganz alltägliche Situationen, und vor allem für die brenzlichen, zahlt es sich aus, einen Telefonjoker zu haben, den man immer anrufen kann. Er kann sogar helfen, die richtige Eiscreme zu bestellen und ist besser als jede Wörterbuch-App. Meiner heißt Richard.

Vergangenen Sommer beobachtete ich im (für mich vollkommen unaussprechlichen) walisischen Seebad Aberystwyth eine ältere deutsche Touristin. Sie stand vor einer Eisbude und fragte: »Can I have two ice balls?« Nein, sie war sogar freundlich, wie es sich gehört, und sagte: »Can I please have two ice balls?«

Ich hatte zuvor bemerkt – I had noticed –, dass sie mit ihrem Mann Deutsch sprach. Beide schienen etwas gelangweilt zu sein – they both seemed somewhat bored. Nun brachte sie den Eisverkäufer zum Lachen – he burst out laughing: »My ice balls are not for sale, Ma'am!« Das bedeutete, ganz im Ernst – all jesting aside: »Meine geeisten Hoden verkaufe ich nicht, gnädige Frau!«

Ob die Dame den Scherz verstanden hat, weiß ich natürlich nicht, ich habe sie nicht gefragt. Auf jeden Fall hatte sie mit ihrer Frage allen Anlass zu dieser zweideutigen Anspielung gegeben – man nennt sie »sexual innuendo«, kurz »innuendo«. Oder »nudge nudge wink wink«. (Ein Zitat aus einem Sketch von »Monty Python«, den Sie sich bei YouTube einmal ansehen sollten).

Hätte unsere deutsche Touristin in Wales »two scoops

of ice-cream« gesagt, wäre ihre Bestellung keine Erwähnung wert gewesen – her order wouldn't have been worth a mention.

Immerhin hatte sie der Eisverkäufer angesprochen wie eine Dame: »Ma'am«. Das in den USA eher gebräuchliche »Madam« zielt sich im Vereinigten Königreich nicht. Es ist sogar eine Beleidigung, weil es eigentlich »Puffmutter« bedeutet. Und diesen Anschein machte die deutsche Touristin wahrlich nicht.

Feine Damen werden also mit »Ma'am« (*Mäm* oder/ und in den USA: *Mahm*) gerufen (eine albern-eiserne Regel im britischen Englisch sagt, es müsse sich auf »ham«, also *häm*, reimen), wemgleich die allerhöchsten Stände zuerst einmal mit ihren Titeln (Your Majesty, Your Ladyship etc.) adressiert werden, und dann für den Rest der Unterhaltung Ma'am folgt. Aber das alles führt hier viel zu weit.

Natürlich verstand der Eisverkäufer, was die Dame aus Deutschland wollte, und er brachte ihre Bestellung in versöhnlich-freundlichem Ton auf die nächste Schwierigkeitsstufe: »What would you like?«

Herrgott, was heißt denn jetzt noch mal Vanille, Pistazie, Zitrone? Oder gar Brombeere, Johannisbeere? Und wie sagt man »im Becher« oder »in der Waffel«, »mit Sahne« und »mit Streuseln«? Die neuen Herausforderungen waren der Eishungrigen anzusehen.

Was in solchen Situationen helfen kann, ist ein Hochgeschwindigkeitsnetz und eine Wörterbuch-App, am besten eine, die auf Sprechbefehle hört. Aber so etwas nutzt man im Ausland ja meistens nicht, schon weil die not-

wendige Verbindung ins Internet zu viel Geld kostet. Außerdem lassen derlei mobile Geräte – gadgets – ihre Benutzer in freier Wildbahn und vor Eisbuden dastehen wie verirrte Käpt'n Kirks – like someone totally misplaced from outer space. Andererseits ließe sich eben vieles sehr leicht abfragen:

Vanille	vanilla (einfach! Aussprache <i>wah-nilla</i>); hier kommt auch oft das Angebot »frozen custard« ins Spiel: die Eisvariante einer speziellen Vanillecreme, die vor allem in den USA und Großbritannien verbreitet ist. (Franzosen sprechen deshalb von der »crème anglaise«.)
Pistazie	pistachio (<i>pistascho</i>)
Zitrone	lemon
Brombeere	blackberry
Johannisbeere	currant (nicht »cassis« – heißt zwar unter Gärtnern auch schwarze Johannisbeere, ist aber außerhalb von Gärten der Schnaps daraus)
in der Waffel	a cornet please (»Hörnchen«, ist eher britisch); cone; wafer
im Becher	a sundae please (wie der Sonntag: <i>sann-däy</i>)
am Stiel	an ice lolly (oder iced lolly; in den USA: popsicle, ausgesprochen: <i>popsi-kl</i>)
mit Sahne	with cream please
Streusel	with flakes, brittle, granules please; topping (eher Glasur); crumble, streusel (eher auf Kuchen)

Dass der Streusel in der englischsprachigen Welt ungefähr so viele Bedeutungen hat wie der Schnee bei den Eskimos, war mir früher nie aufgefallen. Ob es noch mehr sind? Spätestens hier wäre es gut, jemanden dabeizuhaben, der weiß, wie Streusel schmecken und wie man sie bestellt. Keine Maschine, sondern einen Menschen, der einem einen Rat geben kann, wenn man mit dem eigenen Englisch oder mit einer App nicht mehr weiterkommt – someone who can help out with the right word. Jemanden, den man anrufen darf und der im richtigen Moment abhebt.

Ich kenne zum Glück so jemanden. Er heißt Richard. Mit ihm könnte ich zum Millionär werden, würde Günther Jauch endlich eine Spezi­alsendung für Englischkenntnisse machen. Mit Richard im Hintergrund fühle ich mich sicher. In that sort of quiz show, Richard would be my trump card. With him, I feel safe. He could stand in as a proper phone-a-friend lifeline. (So heißt der Telefonjoker in der Fernsehsendung »Who Wants to Be a Millionaire?«, dem Original von Jauchs Ratespiel.)

Die deutsche Touristin in Wales hatte weder das eine – ein Sprech­taschentelefonwörterbuch – noch das andere: den Telefonjoker. So ist es nur der Geschäftstüchtigkeit des Eisverkäufers zu verdanken, dass sie am Ende mit zwei Kugeln Vanille und einem Schokoladenüberguss abgespeist wurde, obwohl sie eigentlich zwei Kugeln Stracciatella wollte, wie sie recht ausführlich ihrem Mann erklärte – der erneut gar nicht lachte.

Mir wäre das bestimmt nicht passiert! Schließlich habe ich Richard, mein wandelndes Wörterbuch – a kind of

walking dictionary. Obwohl es mich natürlich frustriert, dass er selbst noch nie etwas gefragt hat, denn er spricht tadellos Deutsch. Das macht unsere Beziehung etwas einseitig – in this regard, it's a one-sided relationship. Somewhat frustrating. Is my English really so much worse than his German? Oder bin ich einfach zu ehrgeizig? Am I overambitious, should I relax more?

Vor allem wer britisches Englisch mag, weiß Richard zu schätzen: Er klingt wie ein Sprecher des »Radio Four Today«-Programms der BBC – was kein Wunder ist, denn dort hat er früher gearbeitet. Heute leitet er eine Redaktion des TV-Senders ITV in London. Das hält mich nicht davon ab, ihn immer wieder anzurufen, sodass ich mein Leben quasi bilingual führen kann:

Ich: Richard, wie heißt der Mittelstreifen auf der Autobahn?

Richard: Central reservation.

Ich: Richard, was ist eine Gratwanderung?

Richard: Balancing act, or tightrope walk.

Ich: Richard, wie schreibt man: Zahlungsziel: 30 Tage?

Richard: Payment terms: 30 days.

Ohne Richard wäre ich aufgeschmissen. In all honesty, without him I'd be lost.

Und dann neulich, plötzlich, rief er mich an. Eventually, I got a call from him. Er reiste gerade durch Süddeutschland, und wir plauderten ein wenig über Städte, die fast keiner kennt, obwohl sie zu den schönsten zählen: Dinkelsbühl, Rottweil, Meersburg. Dann der Moment, auf den ich immer heimlich gewartet hatte. Richards erste Frage!

»Peter, what's that green shit: Waldmeister?«

Ich muss hier erklären, dass er »shit« anerkennend meinte, in einer Art Anwandlung von Jugendlichkeit – in a somewhat juvenile mood. Ich nehme an, ihm hat der Waldmeister geschmeckt und an früher erinnert. Doch diesen nun zu übersetzen? Seine erste Frage drohte eine Blamage für mich zu werden – an impending humiliation. Ich dachte nach. Mein Telefonjoker war gerade nicht erreichbar, ich sprach ja mit ihm.

Rein botanisch ist Waldmeister »woodruff«. Doch dann fiel mir ein, dass schon Werner Lansburgh in seinem herrlichen Buch »Dear Doosie« erklärt hatte, dass es sich bei Waldmeister schlicht um Farbstoff – artificial colouring – handelt (zum Beispiel in der Version von Dr. Oetker). Anders gesagt: dass es für dieses »unsäglich zarte, waldschattig scheu und gleichwohl schillernd zitternde Grün« einfach keine adäquate Übersetzung gibt. Es bleibt also »Waldmeister«.

I am very sorry, Richard! Werner Lansburgh was quite right in pointing out: »Auch Wörter haben eine Seele.« Und das deutsche »Waldwunderwort« hat sie allemal! Hat es dir denn geschmeckt? Did you like the green shit?

Yes, it was an excellent ice-cream, he replied. In a wafer with streusel.

Thank you, Richard. We got off to a good start!

101 teuflische Patzer



aids – ist kein schönes Wort, um eine Liste typischer Patzer anzuführen. Es muss aber sein, da es einen Plural von »aid« (»Hilfe«) nicht gibt. »Aids« ist also ausschließlich eine Krankheit – rein sprachlich gesehen leider auch eine deutsche. Denn immer wieder hört man zum Beispiel die direkte Übersetzung von »Staatshilfen« (würde auch im Deutschen in der Einzahl genügen): »We got state aids.« Oder noch furchtbarer: »We got public aids.«

to answer to a question – ist eine unenglische Art, auf Fragen zu antworten. Keine Frage: Das ist nicht unverständlich. Aber es ist in englischen Ohren holperig, denn gängig ist es, die Präposition »to« wegzulassen und einfach »answer your question« zu sagen. Wahre Konfusion stiftet das falsch verwendete Hilfsverb »will« (siehe unten), das nicht »wollen«, sondern »in Zukunft machen« bedeutet und den Satz zum Ungetüm macht: »I will answer to your question.« Wann? Morgen? Nächstes Jahr? Weil längst nicht nur wir Deutsche, sondern auch viele andere Europäer solche Missverständnisse erzeugen, warnt Michael Skapinker von der *Financial Times*: »Are we witnessing the development of a new English dialect?« Er nennt diesen Dialekt »Eurish«.

anxious – hätte in dieser Liste als erstes Wort einen angemessenen Platz! Schließlich bin ich darauf erpicht, dass Sie diese Fehlerliste nicht »ängstigt«. In beiden Fällen könnte man im Englischen das Adjektiv »anxious« verwenden. Den feinen Unterschied machen – wie so oft – die Präpositionen: »I am anxious to learn this list« = »Ich bin bestrebt, diese Liste zu lernen«. »I am anxious about (reading) this list« =

»Mich ängstigt die Liste«. »Anxious« wird von uns Deutschen häufiger falsch verstanden als verwendet, weil sich die meisten nur der Bedeutung »ängstlich« bewusst sind. Ich bin hingegen erpicht darauf, Ihnen die positive Seite des Wortes nahezubringen – I am anxious for you to learn the positive meaning of the word.

backside – ist keine Rückseite! Nicht von einem Haus (»rear«), nicht von einem Papier (»back page«, »flipside«, »verso«). Es ist nicht mal im übertragenen Sinn eine Kehrseite (»verso«, »flipside«) oder ein Nachteil (»downside«). Nein, es ist auch nicht unsere Rücksicht, sodass man es tunlichst vermeiden sollte, andere zu bitten: »Please take more backside.« (Korrekt: »Please be more considerate.«) »Backside« ist einzig und allein die Rückseite eines Menschen, und die heißt bei uns zum Beispiel »Hintern«.

to become – stellt einen großen Klassiker unter deutschen Patzern dar: Immer wieder gerne gehört (und zitiert): »Where can I become a water?« = »Wo werde ich zum Wasser?« Mein Favorit: »Where can I become a ticket?« (Selbst-) Verständlich fragt man: »Where can/do/may I get/find/buy a ticket?«

billion – bedeutet »Milliarde«, also tausendmal weniger als unsere Billion. Diese wiederum heißt »trillion«, während unsere Trillion eine »quintillion« ist.

branch – ist leider nicht die gängige Übersetzung für die Branche, in der Sie arbeiten. Man spricht von »industry« oder »sector«: »I am in the consumer goods industry« oder »I am in the health sector«. »Branch« ist in unserer Zivilisation die Filiale eines Unternehmens und in der Natur der Ast eines Baums.

but you ... – eignet sich nicht als Satzbeginn, wird aber von vielen Deutschen immer wieder verwendet. Manche Sprecher neigen sogar dazu, ihr Gegenüber mit dem Zeigefinger dabei förmlich aufzuspießen: »But you said something different!« Doch damit nicht genug: Häufig kommt es zu einer maschinengewehrartigen Wiederholung: »But you ... but you ... but you ...« Das erinnert mich an das unbeholfene, so genannte Oxford-Stottern mancher Briten (»the ... the ... the ...«). Alles in allem ist »but you ...« eine für britische Ohren äußerst unfreundliche Art ins Gespräch einzusteigen, die uns etwas verbissen und zugleich wehleidig wirken lässt.

calendar – muss oft als »diary« (*daia-ri*) herhalten, vielleicht auch, weil die Gefahr besteht, dass wir den Kalender mit Milchprodukten (»dairy«, *däh-ri*) verwechseln. Auf jeden Fall ist es generell unüblich von »calendar« zu sprechen, wenn man sich verabredet. Wer wissen möchte: »Was sagt Ihr Kalender?«, fragt: »What does your diary say?« Und wer bestätigen möchte, dass ein Termin eingetragen ist, sagt: »The appointment is penciled in.« Und wer dann doch keine Zeit hat, sagt: »Can you please put off/postpone/reschedule our meeting?«

chef – ist nicht der Chef, sondern der »Koch« oder »Chefkoch«. Gelegentlich nennen wir den Vorgesetzten auch »chief«, was ihn einfach so zum Indianeroberhaupt macht und höchstens in Verbindung mit einer genaueren Berufsbezeichnung zum Oberchef, zum Beispiel »chief data officer« oder auch »editor-in-chief«. Am besten nennen Sie Ihren Boss »boss«, dann ist die Welt in Ordnung. Er darf Sie sogar herumbossen. Denn das ist seine Aufgabe, selbst wenn das nervt. Hauptsache, er kocht nicht!

congratulations – wird von Deutschen ständig benutzt, um anderen zum Geburtstag zu gratulieren. Doch so undankbar das wirkt, der Jubilar wird es nicht so verstehen wie wir, sondern irgendwie anders, zum Beispiel: »Prima, dass du schon so alt bist und du so lange durchgehalten hast. Ich gratuliere dazu.« Dabei wollen wir sagen: »Auf dass du noch viele Geburtstage hast und dass das nicht dein letzter bleibt.« Im Englischen muss man genau das machen: »Many happy returns!« Oder einfach: »many returns!« Vergessen Sie »congratulations«!

consequent – ist ein riskantes Adjektiv für alle Reiter des folgenden Prinzips: »Wer A sagt, muss auch B sagen.« Denn wer diese Art der Konsequenz in seinem Leben sucht, muss im Englischen ein wenig umdenken und – wenn überhaupt – »consistent« verwenden, um »konsequent« zu sagen (und das Adverb »consistently« für »konsequenterweise«). Zum Beispiel: »Ich bin ein konsequenter Nichtraucher« = »I don't smoke, consistently«. Das uns vertrautere »consequently« ist im Englischen ein Kausal- und Zeitadverb. Es bedeutet »infolgedessen«, »daraufhin«, »hintereinander« oder ganz einfach »nachdem«. Konsequent richtig wäre es also zu sagen: »He said A and, consequently (anschließend), he said B.« Konsequent falsch wäre dagegen: »When he says A he also says B. In this he is very consequent.« Weil ein Mensch keine zeitliche Abfolge von Ereignissen ist. Er kann deshalb (»as a consequence«) niemals »consequent« sein.

to cover up – bedeutet nicht »aufdecken«, sondern »zudecken«, »verschleiern« oder »überspielen«. Ein kosmetischer Abdeckstift ist zum Beispiel ein »cover up stick« und ein professioneller Vertuscher wäre ein »cover up specialist«, was wiederum nicht »verdeckter Ermittler« bedeutet, denn der ist ein »undercover agent«. Nun verwechseln wir »cover up« häufig mit dem Gegenteil, und das führt dann zum nächsten

Problem: Was heißt denn nun »aufdecken«? Ganz einfach: »to uncover« oder »to disclose« oder »to show up«, wobei letzteres auch »aufkreuzen« bedeutet. Und wer den Tisch aufdeckt, sagt: »I am setting/laying the table.«

critic – bedeutet nicht »kritisch«, sondern »Kritiker«. Doch was hilft Ihnen das? Bloß weil Sie ab und zu kritisch sind, verfassen Sie nicht regelmäßig kritische »reviews«, auch »critiques« genannt. Was Sie jetzt brauchen, ist die richtige Selbstbeschreibung. Stufe 1: »kritisch« = »critical«. Das ist etwas steif. Stufe 2: »questioning« oder »fault-finding«. Das ist zu besserwisserisch. Stufe 3: »discerning«. Das ist es!

crochet – ist nicht das englische Rasenspiel, in dem farbige Bälle mit knüppelartigen Schlägern (»mallets«) durch Drahttörchen (»hoops«) geschlagen werden müssen. Das schreibt man »croquet« und spricht es *krou-keh*. Auch ist es keine Kartoffelkrokette, die im Englischen »croquette« geschrieben und *krou-kett* ausgesprochen wird. Und selbstredend ist »crochet« nicht das Rasenspiel des Commonwealth, das »Cricket« oder bei uns auch »Kriquet« heißt und dem Baseball ähnelt. Nein, »crochet« bedeutet Häkeln. Es wird *krou-scheh* gesprochen und von allzu vielen Deutschen immer wieder mit »croquet«, »croquettes« oder »cricket« verwechselt – und umgekehrt! »Crochet bikini« ist ein Häkelbikini. »Crochet blanket« ist eine Häkeldecke. Und »crochet gloves« sind gehäkelte Handschuhe.

desert – ist keine Nachspeise. Sondern die Wüste! Wird aber von Deutschen oft für die Nachspeise gehalten. Jedenfalls hört man immer wieder die Frage: »How is your desert?« (*Hausjor dässäd?*) Das liegt ganz einfach daran, dass die englische Nachspeise »dessert« geschrieben und *die-söht* ausgesprochen wird. Im Deutschen würden wir das »e« vor einem doppelten »s« niemals betonen. Doch das genau

müssen Sie hier machen, um richtig verstanden zu werden: *Mai die-söht s'äxälänt!* Oder Sie bestellen und genießen in Zukunft zur Sicherheit auf die feine britische Art und nennen Ihren Nachtsch fortan »pudding«. (Aber Vorsicht: Nicht mit »black pudding« verwechseln! Das ist die Blutwurst.)

differentiated – ist eines dieser hochgestochenen Worte, mit dem Sie im Englischen hoch danebenstehen, weil es niemand versteht. Wollen Sie wirklich etwas als »differenziert« beschreiben, sagen Sie je nach Anlass und Thema zum Beispiel »considered«, »discerning« (siehe oben: »critic«), »sophisticated« oder »thoughtful«.

digitalisation – ist ein klassischer Patzer unter Innovationsbesessenen. Sie machen es sich damit unnötig schwer, da Sie sich mit einem Wort verhaspeln, das es im Englischen nicht einmal gibt. Man sagt: »digitisation«.

to do an intern – heißt schlicht, mit jemandem Sex zu haben, der Praktikant ist. Da »Gym« wie der männliche Vorname »Jim« klingt, sorgt es auch für Verwirrung, wenn man am Telefon mitteilt: »I am doing Gym.« Vor allem für durchschnittliche US-amerikanische Ohren ist das eine Spur zu jovial! Dabei will man/frau ja bloß sagen, dass man/frau gerade an seinen/ihren Problemzonen arbeitet – was das Telefonieren sowieso ausschließen sollte ...

eventual – ist eine häufige Quelle für Missverständnisse. Wir sagen gerne: »Eventually, I miss the appointment.« Doch anstatt »eventuell« bedeutet es »schließlich« oder »am Ende«, sodass die anderen verstehen: »Ich werde die Verabredung auf jeden Fall verpassen.« Es ist dem falsch verwendeten »actual« ähnlich, das in dieser Liste allerdings nicht einzeln aufgeführt wird, weil es »actually« (»eigentlich«)

keine größeren Missverständnisse erzeugt, selbst wenn es der deutsche Sprecher gerne mit »aktuell« (»current«, »latest« oder »up to date«) verwechselt. »Actual« heißt »derzeitig«, »vorliegend«, »zur Zeit gültig« und verleiht »aktuellen Zahlen« (»actual figures«) eine andere Nuance, aber verfälscht die Aussage am Ende (»eventually«) nicht dramatisch.

please excuse myself – entspricht nicht der feinen englischen Art, sich zu entschuldigen. »Excuse me« ist korrekt, aber nicht mehr als eine Floskel, die man übrigens »cliché« nennt. Mit »excuse me« bitten Sie die anderen, etwas durchgehen zu lassen wie einen kleinen Rempfer, den Sie im nächsten Moment vielleicht wiederholen. Es hat einen abgenutzten Charakter, so wie »sorry«. Sollte man wirklich Mist gebaut haben und sich ernsthaft auf Englisch entschuldigen müssen, ist das jedenfalls gar nicht so einfach, weil man zuerst durch ein Dickicht sorry-artiger Floskeln hindurchmuss. Auf Nummer Sicher gehen Sie mit dem Satz: »May I apologise?«. Oder nicht als Frage: »Please accept my apologies.« Granted.

fantasy – ist vielleicht die schönste aller Fantasien, aber meistens nicht diejenige, die der Lehrer einfordert, wenn er sagt: »Streng bitte deine Fantasie an!« Immer dann, wenn »Vorstellungskraft« gemeint ist, spricht man von »imagination«. So könnte etwa der Satz »Mir fehlt die Fantasie, wie wir das Problem lösen können« folgendermaßen übersetzt werden: »I don't have enough imagination for us to tackle the issue.« Oder einfacher: »I cannot imagine a solution.«

to finish off – wird von manchen für die Beendigung einer Tätigkeit gehalten, bedeutet aber leider »abmurksen«. Ohne das Wörtchen »off« würde es funktionieren: »I finished at three (o'clock).« Es gibt sehr viele Varianten, um dasselbe

zu sagen, zum Beispiel: »I completed work«, »We ended work«, »He concluded work«. Oder: »Let's bring this paragraph to an end.« Done!

fire – ist nicht das Feuer, das Ihnen andere mit einem Feuerzeug reichen. Wer nur ein Streichholz oder »mal Feuer« braucht, fragt: »Do you have a light?« Wer hingegen ein Feuer legen möchte, liegt mit »fire« ganz richtig (»to set fire to« oder »to set on fire«). Manchmal geht es bei »fire« aber auch um das Feuer der Liebe: Wir erinnern uns an das Lied der »Doors«: »Light My Fire.« Oder an Bruce Springsteens »I'm On Fire«. Ach ja, und dann gibt es noch die direkte Aufforderung »Schieß los!«: »Fire away!«

Verreisen Sie nie ohne einen gut sortierten Erste-Hilfe-Wortschatz! Denn wenn Sie erst einmal verletzt sind, haben Sie bestimmt keine Nerven, Ihre Wörterbuch-App zu bedienen und Ihr Telefon zu suchen.

Reiselustige Menschen beschäftigt gelegentlich die Frage, wie sie sich eigentlich mit Ärzten verständigen sollen, deren Sprache sie nicht sprechen – people who are fond of travelling wonder at times how they should make themselves understood when dealing with physicians whose language they don't speak.

Ich habe mir diese Frage leider nie gestellt – unfortunately, I have never asked myself this question. Bis ich im vergangenen Sommer mit meinem ältesten Sohn in New York war, wo wir uns plötzlich in der Notaufnahme eines Krankenhauses wiederfanden! Perhaps I should add that the emergency room is never far away when touring with a kid!

Es begann bei Toys“R”Us am Times Square. Mein Sohn fand den Spielzeugtempel so langweilig, dass er andauernd die Rolltreppe in die falsche Richtung hinauf lief. Bis er hinfiel und sich das Schienbein aufschlug – he cut his shin while going up the escalator the wrong way.

Kleinlaut sagte er »Aua« – I heard him saying »ouch« sheepishly. Sein Gesicht war schmerzverzerrt – pain contorted his face –, und das Blut lief in seine Schuhe – his shoes were covered with blood.

»Mein Fuß ist so heiß, und das Bein sticht und pocht und kribbelt«, sagte er verzweifelt. »Und es zieht in den Fuß.« He said it with an obvious air of despair. Und dann fragte er mich noch verzweifelter: »Weißt du, wie man das auf Englisch sagt?«

Ich konnte ihm seine Verzweiflung leider nicht nehmen – I wasn't able to alleviate his desperation. Denn ich antwortete: »Nein!«

Da guckte er verdutzt. »Papa, du schreibst ein Buch über Englisch, aber das weißt du nicht? Hast du denn wenigstens dein iPhone dabei?«

Keine Frage: Kinder, die im digitalen Zeitalter geboren sind, betrachten den digitalen Datenstrom als ständig verfügbares Hilfsmittel. Vor allem für Notlagen: Langeweile, Hunger (»Wo ist der nächste Supermarkt?«) und anscheinend auch Schmerz – so called »net natives« seem to believe that all their problems can be resolved by digital means.

Schlagartig wurde mir klar, wie schlecht ich auf so einen Moment vorbereitet war. Ich kramte in meinem Gedächtnis nach Worten und musste gleichzeitig an meinen mittlerweile verstorbenen Großvater denken. Er war im Jahr 1907 auf die Welt gekommen, genau hundert Jahre vor meinem Sohn, seinem Urenkel – he was born almost exactly one hundred years before his great-grandson. Und er hatte es ohne Online-Wörterbücher und Apps geschafft, 103 Jahre alt zu werden – he had accomplished a very long life without any of these online i-gizmos. Er gehörte einer Generation an, die recht passabel Französisch gelernt hatte, aber kein Englisch – like many in his generation he had picked up sound French, but no English. Trotzdem war er mit über neunzig Jahren noch in die USA gereist.

Wie die meisten Soldaten hat er selten über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Aber ich erinnere mich, dass er mir als Kind einmal eine großväterliche Weisheit mitgab, die ich nie vergessen habe – a key take-away I will always remember: Die Sprache sei das einzige Kapital eines Verwundeten. Mit ihr könne er Schmerzen leichter ertragen, Vertrauen zu Ärzten und Schwestern gewinnen und überhaupt verstehen, was passiert. Mein Sohn schien das gerade zu bestätigen: Sprachlosigkeit als äußerste Form der Krise!

»It tickles«, sagte ich vorsichtig. »Ich glaube, man sagt: it tickles.« Es bedeutet: Es kribbelt, es pikst und sticht. Doch es ist so ungenau, dass es zu wenig aussagt. Meinen Telefonjoker Richard konnte ich nicht anrufen. Er war in London, und dort war es sechs Uhr am Morgen. Also begann ich tatsächlich in meinen Jackentaschen nach meinem Telefon zu suchen. In der Hoffnung, dass der Akku nicht leer war ...

Inzwischen gaben sich die lieben Amerikaner um uns herum alle Mühe. Ein Dame von Toys“R”Us hatte längst den Rettungsdienst der New Yorker Feuerwehr alarmiert. Am Hinterausgang an der 44. Straße war schon ein Krankenwagen aufgekreuzt, der mit allen Lichtern blinkte und auf uns wartete – the ambulance had arrived and was blinking like a christmas tree. Alles wirkte, als wollten sie mit uns eine neue Folge von »Emergency Room« drehen – they seemingly made every effort to stage a new episode of that television series. Es war eine komische Situation: Wir saßen bei Toys“R”Us in der Ecke der Barbiepuppen und spielten die Hauptrollen in

einer Episode, deren Text wir nicht kannten – we were starring in this episode but didn't know the script!

Ein Rettungssanitäter stellte sich vor: »Hi, I am John.« Er hatte eine rollende Liege dabei – a paramedic turned up with his stretcher. In America they call it »gurney«. Er fragte meinen Sohn: »Are you o.k.?« Der antwortete auf Deutsch »mittel« und wedelte mit der Hand. Es war eine lässige und originelle Reaktion, um aus der Sprachklemme herauszukommen! John wandte sich mir zu: »What does he feel? Any noticeable sensations?«

Wie sagt man denn nun »stechen« und »pochen« und »kribbeln« und »Es zieht in den Fuß«? Als Kölner ist es mir nicht fremd, über Schmerzen und Gefühle zu sprechen. Rheinländer kleiden ihre »Jeföhle« bekanntlich auch ohne Aufforderung in Worte: »Isch han Kopp-ping.« Und tatsächlich wirkt der Schmerz auf Kölsch, man sagt »Ping«, wie eine eigentümliche Kreuzung aus Chinesisch und Englisch.

Der Sanitäter John, der meine geistige Abwesenheit wohl bemerkt hatte – surely he had noticed my bemusement –, fragte noch einmal: »Is your boy alright? Any pang?«

Pang! Ein Wort wie ein Stromschlag! Ein plötzlicher Motivationsschub, der meinen Vokabelschatz reaktivierte, der tief in meinem Gedächtnis schlummerte – the word reactivated my memory. Es fuhr so tief in mich wie »pang«-Schmerzen manchmal fahren. Man sagt zum Beispiel: »It felt like a pang in my heart« – ein tiefer Schmerz im Herzen. Auch kann »pang« einen Seelen- und Gefühlsschmerz ausdrücken: »The memory of my uncle falling off the cliff came back to me with a pang.« Ich rate

Ihnen, »pang« auf der Stelle in Ihren aktiven englischen Wortschatz aufzunehmen!

Es schoss aus mir heraus – I fired away: »Yes, my son has a pang. His foot feels warm from inside. The shin prickles. And it's throbbing and tickling. And the pain is dragging into his foot.«

Mein Sohn schaute mich mit großen Augen an. Meine Ladehemmung – say: mental block – hatte ihn geängstigt. Jetzt lachte er wieder, und dass er sein Bein für einen Moment vergessen konnte, zeigte mir, dass es ihm nicht so schlecht ging. Doch eins war auch klar: Die Wunde musste genäht werden – the wound needed stitching – und das möglichst bald. Wir mussten also los – we had to get on with that episode: get going to the ER (noch einmal: ER = Emergency Room; mehr über gängige Abkürzungen erfahren Sie im Kapitel »OMG – ich finde das Klo nicht!«).

Doch zuerst musste ich noch ein Formular unterschreiben, das mir die Dame von Toys“R”Us unter die Nase hielt: »Disclaimer of liability« – Haftungsausschluss. Sie hatte sich in der Zwischenzeit die Videoaufzeichnungen der Rolltreppe angesehen: »Your boy went up the elevator the wrong way. That's not our fault. Please sign here.« Als hätten wir das nicht längst gewusst!

Die Fahrt im Krankenwagen dauerte länger als ich dachte. Es quietschten keine Reifen und die blauen, gelben und roten Leuchten des Wagens blieben auch aus. Waren wir kein Notfall mehr? Mein Sohn schlief auf der Trage ein, es sah gemütlich aus – his place on the stretcher looked extremely comfy.

Das war eine gute Gelegenheit, noch einmal über die besten Schmerzausdrücke nachzudenken und sie in einen

Erste-Hilfe-Koffer der Worte zu packen. Ohne ihn werde ich nie mehr verreisen!

It's prickling|it prickles|I have a prickling sensation – Es kribbelt. Auch: Es kratzt. (Sagen Sie »to scratch« nur, wenn Sie sich selber kratzen: »I scratch myself.« Wenn es im Hals kratzt, sagt man: »My throat feels rough.«)

I have got a numb feeling|sensation – Ich habe ein taubes Gefühl. Ähnlich wie: »I hardly feel anything.«

It's tingling|it tingles – Es kribbelt schon wieder. Diesmal geht es etwas mehr ins Kitzeln. Vielleicht, wenn eine Wunde heilt.

It's tickling|it tickles – Wenn es wirklich nur kitzelt.

It's like pins and needles – Und noch einmal: Ich spüre ein Kribbeln. Und wenn der Fuß einschläft: »I have got pins and needles in my foot.«

It's itching|it itches|itching sensation – Es juckt.

It's burning|it burns|burning sensation – Es brennt.

It's smarting|it smarts – Es brennt. Ähnlich wie »it's sore«: Es brennt, es ist wund.

It's biting|it bites – Es brennt.

It's throbbing|it throbs|throbbing sensation – Es pocht.

I've got sharp pain(s) – Ich habe einen stechenden Schmerz. Die Mehrzahl klingt besser. Aber sagen

Sie nicht »a pain«. Sie können auch »in pain« sein:
»I am in great pain.« (klingt schlimm!)

I've got dull pain(s) – Ich habe einen dumpfen Schmerz.

I've got nagging pain(s) – Ich habe einen bohrenden Schmerz.

I've got dragging pain(s) – Ich habe ziehende Schmerzen.

It's piercing | I have got piercing pain(s) – Ich habe einen stechenden/bohrenden Schmerz.

It's stinging | it stings | I have got stinging pain(s) –
Ich habe einen stechenden, beißenden Schmerz.

Ich erinnere mich daran, dass ich mir vor Jahren einmal die Bänder und den Fuß verletzt hatte. Wenn man sich aussuchen könnte, wo man sich verletzt, würde ich immer Neuseeland wählen! Nicht nur, dass die Versorgung ausgezeichnet ist. Das dortige Gesundheitssystem übernimmt auch alle Kosten – it's an excellent place to seek medical treatment as they bear all costs. Oder wie man sich in den Kneipen von Neuseeland zuruft: »It's my shout!« Ich zahl die Runde! In den Krankenhäusern machen sie das auch. In den USA leider nicht!

Ich lernte damals eine Menge Vokabeln rund um meine Beine und ihre Bänder – the ligaments. Die Kreuzbänder im Knie sind »crucial ligaments«. Bänder zu stauchen oder zu zerren, nennt man »ligament sprain« oder »a pulled ligament«. Eine Dehnung ist »a stretched ligament« oder »strained ligaments«. (Be careful: Don't confuse the terms »sprain« and »strain«!) Ein vollständiger Riss eines

Bandes ist »ligament rupture« oder lateinisch »desmorrh-exis«. Dasselbe gilt für die Muskeln – the muscles.

Das Unangenehme in meinem Fall war der Kapselriss im Fuß. Im Deutschen ist das einfach gesagt. Im Englischen muss man etwas ausholen: »a laceration of the capsule«. Erspart blieb mir zum Glück ein Bruch: »fracture«. Zum Beispiel des Fußgelenks – the ankle. Die Handgelenke heißen »wrist«, der »Ellbogen« ist »elbow«. Alle anderen Gelenke werden als »joints« bezeichnet, etwa ein Fingergelenk: »knuckle joint«, ein Kniegelenk: »knee joint«, oder ein Hüftgelenk: »hip joint«. Und ein künstliches Hüftgelenk? It's an artificial hip joint. Und weil ich gerade dabei bin: Hier noch einige wichtige Stellen, die Sie sich verletzen könnten. Von oben nach unten:

Stirn	forehead
Hinterkopf	occiput; man spricht es <i>oksi-pod</i> .
Schlüsselbein	collar bone (»Kragenknochen«) Und da der Schlüssel auf Lateinisch »clavis« heißt, sagt man auch »clavicle«.
Unterarm	forearm (Und was bedeutet »underarm«? Das ist die Achselhöhle, aber die verletzen Sie sich bestimmt nicht.)
Sehnenscheiden-entzündung	Jede Art der Sehnenscheidenentzündung ist »tendinitis« (Mir ist allerdings eine andere Bezeichnung in diesem Moment etwas geläufiger: »typewriter's cramp«.)
Rippe	rib

Leiste	groin. Einen Leistenbruch nennt man »hernia«.
Meniskus	meniscus
Schienbein	shin; der Knochen: »tibia«
Wadenbein	calf; der Knochen: »fibula«

Und was ist die Zivilisationskrankheit Nummer eins: der Bandscheibenvorfall? It's called »slipped disc«. In den USA mit dem seltenen »k«: »slipped disk«.

Der Rest unserer Geschichte in New York ist übrigens schnell erzählt: Nachdem wir im Mount Sinai Roosevelt Hospital aufgenommen worden waren, wurde mein Sohn zuerst geröntgt und später mit drei Stichen genäht – first we had to register, then my son was x-rayed and later he got three stiches in his shin. (Das man übrigens nicht mit dem »chin« verwechseln darf: dem Kinn. Die Aussprache: *schinn* und *tschinn*. Ähnlich wie Chicago und Schiwago.)

Before we were able to leave the spot, I had to pay \$1,700. Unsere Versicherung erstattete die Summe – the insurance covered the amount. Wer glaubt, dass das teuer war, täuscht sich allerdings: Krankenwagenfahrt, Röntgen, Nähen und ein Kaffee – meine Oma hätte gesagt: Das summiert sich – it all mounts up! In other words: It wasn't hefty charges. It was reasonable – angemessen.

Und wo ich gerade von »charges« spreche – speaking of charges: Wer aus einem Krankenhaus entlassen werden will, fragt nicht: »When will I be freed/released/liberated?«. Das fragt man in Gefangenschaft! Die Zauber-

formel lautet: »When will I be discharged?« »Discharge« hat viele Bedeutungen, in der Sprache der Mediziner beschreibt es übrigens auch eine nässende Wunde: »a discharging wound«.

Aber dieses Problem hatten wir ja nun gebannt. Wir wurden entlassen. Mein Sohn konnte laufen, und so gingen wir für den Rest des Tages keine Rolltreppen mehr hoch oder runter, sondern zur Erholung von diesem kleinen Schock lieber einen Hamburger essen.

Mal irren wir auf dem »woodway«, mal mieten wir »meatwagen«, mal verballhornen wir Marken wie »Kentucky schreit ficken« – seit dreißig Jahren ist Filsereinglisoh eine Spezialität aus Deutschland. Schon Bundespräsident Richard von Weizsäcker hatte damit Spaß!

Ich kenne meinen Freund Axel seit den Achtzigerjahren, der ersten Hochphase des deutsch-englischen Kauderwelschs – I met him during the first heyday of German-English gibberish. Nur so kann ich erklären, dass er seine Heimatstadt Wuppertal heute noch »Wuppervalley« nennt.

Wenn ich Axel sehe, fragt einer von uns: »How goes it you?«

Und der andere antwortet: »Nice. You?«

Und wenn wir uns verabschieden, sagt Axel manchmal: »I wish you what.«

Dann antworte ich: »I you too. Armpit!«

Selbstverständlich ist das kein verkehrsbliches Englisch – it goes without saying that this is not standard English. Aber wir sind längst nicht die Einzigen, die so sprechen – Axel and I aren't alone in that regard. Neulich erst sah ich ein Werbeposter der Berliner Stadtreinigung BSR, darauf waren zwei Müllmänner in ihren orangenen Anzügen abgebildet. Der eine lehnte sich versonnen an den anderen und über den beiden stand: »We kehr for you.«

Neulich stieß Florian zu uns, ein alter Bekannter aus Wuppervalley. Er teilte uns mit: »I now live in intestinal city.« Wir dachten kurz nach. Ha, klar: Darmstadt!

Briten oder Amerikaner, die so etwas lesen, verstehen nur Bahnhof. It requires a decent command of German to get the essence of that nonsense – nur wer Deutsch spricht, versteht den Quatsch.

Doch was soll's! Axel und ich sind ja unter uns – that's just between the two of us! Warum sollten wir also Rücksicht darauf nehmen, ob uns gemeine Amerikaner oder Briten verstehen? Wer sich in verständlichem Englisch verabschieden will, sagt: »Take it easy«, »Take care« oder »Have a good one«. Und antwortet dann: »And you.« Doch solche stinknormalen Sätze machen weniger Spaß.

Machen wir uns nichts vor – let's face it: Unsere Pubertät fiel in eine schwierige Zeit für jeden, der ein tadelloses Englisch lernen wollte – our formative years were not blessed with the best learning conditions for flawless English. Schließlich sind Alex, Florian und ich die Kinder von Otto Waalkes, der vor ungefähr dreißig Jahren »English for Runaways« unterrichtete – it was thirty years ago when we were taught by Otto Waalkes how to speak German and make it sound like English.

Unter Komikern wurde das Spaßenglisch daraufhin zur Tradition. Zehn Jahre später war zum Beispiel die Sendung »RTL Samstag Nacht« voll davon. Ich erinnere mich an »Kentucky schreit ficken« von Stefan Jürgens und Olli Dittrich – because jokes about »Kentucky Fried Chicken« wouldn't have been just as Spaßig!

Auch heute muss ich sehr oft an Otto Waalkes denken.

Zum Beispiel wenn ich Werbung sehe. Nur ein Beispiel von sehr vielen: Die Autovermietung »Starcar«, ein sogenannter Billiganbieter – a low-cost rental car company –, bezeichnet ihre Fahrzeuge als »Meatwagen« und schreibt dazu die Zeile: »Billige Jokes – billige Autos.« What would Otto Waalkes say? Wahrscheinlich genau das!

Doch Waalkes, der Witzbold aus Emden, war längst nicht der einzige Pionier denglischer Sprachkultur. Die Menschen, die in den Achtzigern etwas älter waren als Axel und ich, amüsierten sich über die »Filsbriefe« in der *Süddeutschen Zeitung*. Sie enthielten Alltagsbetrachtungen einer Journalistin namens Gisela Daum, die frei nach ihrer deutschen Schnauze an einen gewissen Peter in London schrieb. Dafür plünderte sie den englischen Wortschatz und drehte ihn durch den Fleischwolf. Hinten heraus kam ein Haufen Sprachhack aus deutschen Sätzen und Redewendungen mit englischem Vokabular und Klang: »Sorry, that I fall so with the door in the house.« Oder: »Here comes me an idea.«

Gisela mangled English and German in such a brutal manner that the result was truly bloody. It consisted of German syntax and idioms and English vocabulary and sound, such as: »You are on the woodway.« Another example: »That makes overhead nothing out.«

Genau dieser Kauderwelsch ist der Urtext der Späße, die Axel und ich und viele andere Deutsche heute noch treiben – exactly this gibberish is the urtext for our pranks.

Es waren übrigens zwei in Deutschland stationierte britische Soldaten, die 1986 die Filser-Hymne sangen.

Sie nannten sich »Bruce & Bongo«, und ihr Gassenhauer »Geil« wurde viele Woche im Radio gespielt und der ganzen Welt auf MTV gezeigt. Wir alle nervten unsere Eltern mit dem Refrain:

»Boris ist geil.

Affen sind geil.

Everybody's geil, g-g-g-g-geil.«

Doch was hat uns eigentlich damals wie heute so am Filserenglisch »beghostered« – what has made us Germans so excited about Filserenglisch? Here is what I think: Zunächst einmal konnten wir über den Unsinn besonders laut lachen, weil wir ihn verstanden. Es war leicht, ihn nachzumachen – first of all we enjoyed the fact we got it. Hence, we were able to replicate it easily. Und weil uns Gisela Daum regelmäßig, manchmal wöchentlich, mit ihrem deutsch-englischen Hack versorgte, hatten wir auf Partys oder im Büro immer neues Kauderwelsch auf Lager. Also we benefitted very much from Gisela's effort to serve us on a regular basis with her German-English mishmash, so that there was always a lot to tell at parties or in the office. No surprise that readers bombarded Gisela with their letters – manchmal konnte sie sich vor Leserbriefen nicht retten.

Überhaupt: Dass Filserenglisch in den Achtzigerjahren entstand, ist kein Zufall. Der Spaß erforderte schließlich ein Mindestmaß an Englischkenntnissen – it wasn't a coincidence that Filserenglisch kicked off in the eighties for it required a basic command of English, which we Germans had attained by then. Erforderlich war ein Grundvokabular, das wenigstens so groß war wie später der Wortschatz

von George W. Bush. Er regierte als US-Präsident mit geschätzten hundert Worten und sprach auch eine Art Englisch-Hack – but that’s an entirely different story.

Fast vierzig Jahre waren wir Deutschen von den Filmen, der Musik, den Produkten und der Werbung, kurz: dem Lebensgefühl der englischsprachigen Welt beriebelt worden. Das war die Voraussetzung für einen neuen, spielerischen Umgang mit jener fremden und zugleich höchst vertrauten Kultur. Being German, we felt spurred on to creating something new and playful with the English language that had been around in our home country since almost 40 years. The American and British way of life had gradually become engrained in our own lives since we had been washed over with their music and films as much as their consumer products.

Außerdem gab es den deutsch-schwedischen Schriftsteller Werner Lansburgh, der ganz im Ernst – no kidding – der beste Englischlehrer für die Deutschen war, den ich kenne. He was the paragon of teaching Germans how to speak English. Seine weltklugen und ausgeklügelten zweisprachigen Bücher an eine fiktive Geliebte »Doosie« (Du + Sie) waren beides: ein Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung (Lansburgh war als Jude aus Deutschland geflohen) und ein nützlicher, sehr unterhaltsamer Englischunterricht. Seit 1977 kauften die Deutschen rund eine halbe Million seiner Bücher. Er machte ihnen Lust auf Englisch, und in dieser Stimmung gedieh auch das Filserenglisch.

Es hat seitdem einen festen Platz in der deutschen Kultur eingenommen – believe it or not: mangled English is a part of German culture and has been for three decades.

Und weiterhin benutzen wir Gisela Daums Rezept: Man werfe Englisch in den Fleischwolf – Americans say meat-grinder, Brits say mincer – und amüsiere sich köstlich über das, was hinten rauskommt.

Zum Beispiel der berühmte Satz: »You can say you to me.« Auf diese Art soll Helmut Kohl der britischen Premierministerin Margaret Thatcher das »Du« angeboten haben. Ob er es wirklich gesagt hat, kann niemand bestätigen. Trotzdem haben alle gelacht. Der Satz zählt zum festen Inventar von Sprüchen, die nur wir Deutsche kennen, und die auch nur wir verstehen.

Gisela Daums Vorbild war übrigens der bayerische Schriftsteller Ludwig Thoma. Er hatte sich Anfang des 20. Jahrhunderts den Landtagsabgeordneten Josef Filser ausgedacht, der in ungelenkem Bayerisch Briefe über sein Leben schrieb. Thoma veröffentlichte die Texte zuerst im Magazin »Simplicissimus« und danach in zwei Büchern. Eines hieß »Josef Filsers Briefwexel«.

Auch Gisela Daum gelangen mit ihren Filserbriefen (und den echten Antworten darauf!) einige satirische Glanzleistungen – in that, Gisela clearly mastered satire! Sie zettelte auch einen Briefverkehr (»letter traffic«) mit dem Spitzenpersonal der Republik an, zum Beispiel mit dem damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker: »I hope that you can laugh over my English, also on those pages where from you the speech is.« In Anspielung auf Helmut Kohl fuhr sie fort: »No, not every man can laugh over himself. But opensightly have you no problems to jump over your own shadow.«

Lakonisch (und zunächst in makellosem Englisch) ant-

wortete von Weizsäcker: »I know what I am worth since Queen Elizabeth has presented me to her royal horses.« Für die Schlussformel ließ er sich dann allerdings hinreißen: »But what too much is is too much. Nothing for ungood. I thank you for your warmful words.« Den Brief unterschrieb er handschriftlich: »Higheightingsfull, your Federal Richard.«

Auch das englische Königshaus erhielt zwei Briefe. Nur wenige Wochen vor dem Fall der Berliner Mauer schrieb Gisela Daum der Queen: »Prince Charles should become King of Germany. For the monarchy would our Federal Richard even with pleasure soforth in rent go. [...] Two hundred years back were we it namely who have outhelped you with kings from Hannover. Why not vice versa now? [...] Everyfalls go I quite stark therefrom out, that your Majesty lets me a wellwilling answer tocome.«

Damit auch nichts von der Forderung verloren gehen konnte – that nothing would get lost in translation – stellte Gisela Daum dem Buckingham Palast eine zweite, verständliche Version ihres Briefes zu. Darin schrieb sie in korrektem Englisch: »In any case I'm full of confidence that Your Majesty will grant me a favourable response. Yours Gisela Thumb«

Mit knappen Worten und in allerfreundlichstem Ton antwortete Robert Fellowes, der Privatsekretär der Königin am 8. September 1989: »It was kind of you to have written, but I can assure you that there is no chance of The Prince of Wales becoming King of Germany.«

Im Rückblick wundert es mich nicht, dass sich viele Menschen in diesem Klima hemmungsloser Albernheit

angestachelt fühlten, selber wie wild zu filsern und die Mundart weiterzuentwickeln: Schließlich kann man mit Filserenglisch ungezwungen über alles Mögliche sprechen, ohne rot zu werden – Filserenglisch is perfectly suited for an informal talk about anything you like and without regretting it afterwards.

Deshalb ist Filserenglisch für mich auch mehr als ein Witz – one would say in English: it's not just funny haha, it's also funny peculiar. Is that because Filserenglisch is something different on top – eine alltagstaugliche Geheimsprache, a secret language for us Germans? Eines steht fest: Wer kein Deutsch versteht, ist ausgeschlossen. Und wer nur ein wenig Englisch kann, ist schon dabei.

Wollten sich Gisela Daum und ihre vielen Leser vielleicht auch über Amerikaner und Engländer lustig machen? So wie ihr Vorbild Ludwig Thoma, der sich als bisiger Satiriker über die bayerische Gesellschaft lustig machte?

Im Nachhinein sehe ich darin einen Grund für den Erfolg: Mit Filserenglisch können wir uns bis heute mit ein wenig Humor von der dominanten englischen Kultur und Sprache abgrenzen – well, why should I translate this? Folks from America and Britain: this was not at all important!

Längst frage ich mich auch, was Filserenglisch eigentlich ist. Ein Dialekt? I keep asking myself, what is this funny Filser? A local parlance, a new form of dialect? Of what? English? German? Bisher wurde es von niemandem als Dialekt anerkannt – it has not been acknowledged officially, neither by us, the Germans, nor by the Oxford Dictio-